

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 12 (1918)
Heft: 10

Artikel: Vom Sinne der Arbeit
Autor: Staudinger, D.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-134348>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

in diesen arbeitsreichen Wochen uns immer wieder zum Bewußtsein bringen, daß der Mensch seiner inneren Vollkommenheit wegen lebt und daß auch die Arbeit dieser Vollendung des Charakters und der Seele zu dienen hat. Bete und arbeite! Das heißt: beziehe die Arbeit ununterbrochen auf das Heil deiner Seele. Das ist das Eine was not ist. Ohne dieses Eine wird auch der Frieden nicht kommen, weder dieser noch der dauernde, der die Menschheit freimacht von dem wahn sinnigen Kräfteverbrauch in dem Bereiche des niederen Lebenskampfes und ihre Kräfte erst wahrhaft freimacht zu menschenwürdiger Weltarbeit. Christus ist das Grundgesetz der Welt. Die Welt braucht viel Liebe, die Gerechtigkeit muß das Fundament ihrer Ordnungen sein; dann mögen „Himmel und Erde vergehen“, sie wird teilnehmen an jener wunderbaren Objektivität und Unererschütterlichkeit des Lebens, von dem die Worte zeugen, „aber meine Worte werden nicht vergehen.“

Alfred D. Müller.

Vom Sinne der Arbeit.

Liebe Sempacherinnen!¹⁾

Wir haben uns in diesen Tagen des Zusammenseins mit allerhand Fragen und Aufgaben aus dem Bereich des Frauenlebens beschäftigt, und nun haben Sie den Wunsch, sich nach alledem, das ja durch eine gewisse Buntheit und Mannigfaltigkeit gekennzeichnet war, noch einmal zu sammeln, damit wir miteinander klar zu werden versuchen, was wohl der Sinn, nicht nur dieser Zusammenkünfte, sondern der Arbeit sei, in die wir alle wieder hineinwollen, und für die wir von hier aus neue Kräfte und Anregungen mitnehmen möchten. Dafür ist dann freilich ein solches Besinnen nötig. Jedem arbeitenden Menschen ist es eine Lebensnotwendigkeit, „daß er im innern Herzen spüret, was er erschafft mit seiner Hand“. Auch der Mann kann sich vor philisterhafter Verödung und fachlicher Verengung nur durch ein stetes großzügiges Konzentrieren auf einen Sinn der Arbeit retten — aber uns Frauen ist es noch viel notwendiger. Denn

¹⁾ S e m p a c h ist nun auch „Konferenzort“ geworden, wie Aarau, St. Croix, Montricher, Bachtalen u. a. Zum zweiten Mal versammelte sich dort — nachdem die erste Zusammenkunft 1916 in Müsslikon den Wunsch dazu angeregt hatte — eine größere Anzahl junger Mädchen — zumeist nicht studierende — um sich über ihre Arbeit mit einander zu besprechen, Fragen und Probleme zu erörtern, die sich dahinter auf tun. „Dem Sinn der Arbeit und des Lebens näher zu kommen“, ist das Ziel der Sempacher Zusammenkünfte, hinter denen keine geschlossene Vereinigung steht, sondern die ihre Tore allen Gleichstrebenden offen halten. Die obenstehende Ansprache wurde — allerdings nicht wörtlich — an der diesjährigen Tagung, im April 1918, gehalten.

unser Leben hat seine ganz besonderen Aufgaben und damit seine eigenen Schwierigkeiten und Gefahren, die es von dem des Mannes tief unterscheiden. Es hat sein „Doppelgesicht“, seine zwei Pflichtenkreise, die Pflicht gegen die Gattung, und die Pflicht, die uns aus unserer Begabung und unserem persönlichen Verlangen nach Betätigung und eigenem Schaffen entspringt. Daß sich diese beiden Pflichtenkreise so oft nicht wirklich decken, ist die Ursache einer Fülle von verschiedenartigen Konflikten, Leiden und Gefahren des Frauenlebens. Was will schon allein das sagen, daß die Pflichten der Gattin und Mutter, die ja gewiß manches Leben ausfüllen können, eben nicht kommen, wann man sie braucht, sich nicht wie ein Beruf wählen lassen!

Die Notwendigkeit und die mannigfachen Versuche einer Vereinigung beider Pflichten charakterisieren die Besonderheit des Frauenlebens. Sie verleihen ihm — soweit es sich mehr um ein freies Gegengewicht gegen einseitige Berufsarbeit durch allerlei andere Arbeiten handelt — die Buntheit und Mannigfaltigkeit, die sein Reichtum, aber auch seine große Gefahr ist, sie gestalten es aber auch nur zu oft zu einer ungeheuer schweren Last, wenn Mutterpflichten, Hausfrauenarbeit und Erwerbsarbeit unter dem Zwange der Not vereinigt werden müssen. Hier tauchen Fragen vor uns auf, hier enthüllen sich uns Bilder aus dem Frauenleben, so düster und trostlos, daß sie zu den härtesten Anklagen gegen unsere heutige Kultur werden. Diese Seite der Frage der Frauenarbeit kann heute Abend nicht unser Thema sein, aber gestreift mußte sie werden, weil eben doch gerade sie der dunkle Hintergrund ist, aus dem alle die anderen Fragen für uns aufsteigen, auf dem sich auch unser eigenes Leben mit seinen sonnigen und seinen schattigeren Seiten abhebt.

Zu diesem eignen Leben, d. h. zu den Fragen, die ganz besonders Sie bewegen, müssen wir nun übergehen und werden da auf eine besondere Schwierigkeit geführt, auf eine Eigenart des weiblichen Lebens, die sich vor allem in Ihren Jahren und bei Ihrer Arbeit fühlbar macht: das ist die über Ihnen allen stehende Ungewißheit, welcher der beiden Pflichtenkreise für Sie noch einmal ausschlaggebend, lebensbestimmend werden möge. Hat das Leben Sie zur Mutter bestimmt, oder werden Sie die Arbeit, die Sie sich wählen wollen, als Lebensberuf wählen können? Diese Frage steht natürlich über der studierenden Frau wie über der unstudierten, über der, die erwerbstätig ist, wie über der anderen, die einen freien Beruf ergriff. Sie gibt der Frauenarbeit aller Art, besonders der jugendlichen, nur zu leicht etwas Unstetes, Interimistisches, Halbes. Sie steht wohl mehr oder weniger deutlich hinter jedem Mädchenleben und will verarbeitet und überwunden werden.

Darum können diese Dinge aber auch nicht in einem Vortrag behandelt werden; denn wie könnte man sprechen über all das echte und tiefe Verlangen nach der natürlichen und herrlichen Pflichten-

erfüllung, oder wie dürften wir jene ganz schweren Konflikte berühren, die sich da auf tun, wo eine geliebte Arbeit, die vielleicht eng mit der Persönlichkeit verwachsen ist, nun aufgegeben werden muß, der Mutterpflichten wegen, wo bitter gerungen wird um die Vereinigung beider Arbeitskreise. Hier haben alle allgemeinen Lösungsversuche zu schweigen. Diese Lösungen können nur immer wieder von den Einzelnen gefunden werden, ja sie müssen erkämpft werden mit Schmerz und Herzblut. Aber helfen können und müssen wir alle einander, und wir können es wohl am besten, indem wir immer wieder dem Sinn all unserer Arbeit nachfragen, indem wir recht große und weite Gesichtspunkte suchen, in deren Lichte dann die einzelnen Lebensprobleme gelöst werden können, in deren Licht sich das Aufgeben einer Arbeit gegen eine andere ohne Bruch vollziehen kann, und das Ergreifen eines Berufes nicht eine Flucht sein muß vor der Leere, die nicht erfüllte Träume aufreißen wollen.

Eine solche Vorarbeit und Hilfe, ein solches Besinnen auf den Sinn von Leben und Arbeit, ist ja wohl eigentlich auch die Absicht Ihrer Sempacher Tagungen, und in unseren Verhandlungen ist auch immer wieder der Grundton durchgeklungen, ohne den wir dem Sinne der Arbeit nie näher kämen: die soziale Orientierung. Nun liegt das „Soziale“ ja jetzt gewissermaßen in der Luft, man wird davon berührt, mag man es suchen oder nicht. Die Grundlage von Not und Elend und Unfreiheit, auf der unsere heutige Kultur beruht, ist nun nicht mehr in Dunkel gehüllt, sie drängt selbst ans Licht und wurde von all denen ans Licht gezogen, deren Gewissen diese Zustände nicht mehr ertragen konnte und die sich nun einfügten in die Arbeit, um auf irgend eine Weise an der Beseitigung des Unrechtes mitzuhelfen. Diese soziale Orientierung wurde für diejenigen, welche eine feste Arbeit als Grundlage hatten, zur Quelle des Segens und zur Bereicherung ihrer Arbeit; — für die Frauen und Mädchen aber, die das nicht haben, war und ist sie eine große Gefahr. Denn sie griffen und greifen danach aus der Leere und Unbefriedigtheit ihres persönlichen Lebens und wollen darin auf leichte und unverbindliche Art und Weise eine Befriedigung finden. Bei gar vielen von ihnen trat freilich dann ein Wandel ein, die Arbeit trug und veredelte sie; aber wir kennen auch heute noch — obwohl die schlimmsten Zeiten in dieser Beziehung wohl überwunden sind — eine Art sportmäßiger sozialer Betätigung, bei der man mit einem gewissen Grauen an die Wahrheit des Nichtschwortes denken muß: „Ihr flüchtet zum Nächsten vor euch selber und möchtet euch daraus eine Tugend machen, aber ich durchschaue euer Selbstloses. — Der Eine geht zum Nächsten, weil er sich sucht, und der Andere, weil er sich verlieren möchte.“ Was diese soziale Arbeit auch da charakterisierte, wo sie nicht als Sport und aus Selbstbefriedigung betrieben wurde, war eine Unkenntnis der sozialen Verhältnisse, der wirtschaftlichen Zusammenhänge, und auch eine große Fremdheit gegenüber den Men-

sehen, denen man helfen wollte, die man einmal idealisierte, ein ander Mal zu gering wertete. Solche Unkenntnis, verbunden mit gewissen Vorurteilen, aus der Umgebung, der Presse und der eigenen Gesellschaftsschicht bezogen, tritt uns auch heute noch oft in den Kreisen der jungen Mädchen und Frauen entgegen und bringt nur gar zu oft ehrliches und liebevolles Wollen zur Arbeit in die Gefahr, Mißerfolge und Schlimmeres zu erleben. Man erwartet Dankbarkeit, und erntet Bitterkeit, man will wohl tun und tut weh, man will Brücken bauen und reißt Abgründe auf, man hofft auf Vertrauen und mehrt doch das Mißtrauen.

Wie können wir uns daraus helfen? Wohl nur durch dies Eine: Wir müssen die soziale Hilfe ansehen und betreiben als eine Arbeit, ja als die allerernsteste, und müssen dann, wenn wir sie so in das ganze Gefüge der Arbeit eingereiht haben, erkennen lernen, wie alle Arbeit sozial ist und sein muß, und wie alle Arbeit, besonders die soziale, heute unter einem Schicksal steht, von einem Leiden befreit werden muß.

Alle Arbeit sozial: jede Arbeit bedarf der Gemeinschaft, sowohl als Nährboden, als auch als Feld zum Auswirken. Diese einfache Wahrheit drängt sich wohl einem Jeden auf. Ja, jeder denkende, lebendige Mensch erlebt wohl einmal eine Stunde, in der es ihm ganz besonders erschütternd klar wird, wie sein ganzes Sein und Leben, sein Wirken und Genießen auf dieser Arbeits-solidarität der Menschheit beruht. Kein Atemzug, kein Schaffen, kein Freuen möglich, ohne daß unzählige Gegenwärtige und Vergangene in der Ferne und in der Nähe, in Schweiß und Mühe, in Not oder Schaffensfreude sich für Dich regten und rührten! Alles was Du bist, alles was Du tust, blüht empor aus dieser Gemeinschaftsleistung der Menschen! Ist das nicht etwas Erhabenes und Wundervolles? Dünnst uns dies nicht wie eine ungeheure Symphonie eines durch Welten und durch Jahrhunderte wirkenden gewaltigen Orchesters? Woran liegt es wohl, daß gerade edle, feine empfindende Seelen dies Zusammenwirken als Vorwurf, ja bisweilen als fast unerträgliche Qual empfinden? Warum möchten sie, statt sich in aller Bescheidenheit und Demut einzuordnen und in dieser Symphonie ihre eigene Melodie zu spielen, lieber dem allen entfliehen, fort aus diesem gegenseitigen Gebundensein. Warum will sie uns fast zerbrechen, diese Erkenntnis, daß unser Glück und Leben auf dem sichtbaren und unsichtbaren Opfer Anderer beruht? Ist uns das Opfer an sich etwas so Schlimmes? Doch wohl nicht. Im Gegenteil, unser Leben käme uns wohl unsäglich schal und unwert vor, wenn wir nicht auch fürs eigne Leben die Krone des Opfers zu erwerben hoffen dürften. Was uns aber da vor Augen schwebt, ist ein freies, selbstgewähltes Opfer, eine Arbeit, die Menschen dienend im eigentlichen Sinne wäre. Daß aber dies heute noch längst nicht alle Arbeit ist, daß die Arbeit der Anderen, der wir zum größten Teil unsere

eigenen Lebensmöglichkeiten verdanken, nicht ein solches freies Dienen und Opfern, sondern Zwang und unfreies Fronen ist, das macht uns dies Verbundensein der Menschen zur Qual und zum Vorwurf. Nicht daß andere Menschen Dinge für uns verrichten, die wir aus irgend einem Grunde nicht selbst tun, nicht daß die Arbeit verschiedenartig ist, nicht diese Ungleichheit plagt uns. Wir würden gern die Dienste der anderen entgegennehmen, wenn sie freigewählt, ohne materiellen, unerbittlichen Zwang geleistet würden, und wenn wir zu Gegenleistungen — nicht gnädig geneigt, sondern ebenso solidarisch verpflichtet wären. Heute aber ist auf unserer Seite in der Regel Freiheit, auf der anderen Seite Zwang — es herrscht in der Welt der Arbeit nicht Gemeinschaft, nicht Solidarität, sondern Ungerechtigkeit, Sklaverei.

Wir werden im Weiteren sehen, wie diese Tatsache auf alle unsere Arbeit wirkt. Zunächst aber müssen wir nach der Ursache dieser Ungleichheit forschen, und stoßen da auf eine Tatsache, die uns so selbstverständlich und geläufig ist, daß Viele von uns sie nicht nur als feststehend, sondern auch als recht und gut ansehen. Die ganze Welt der Arbeit, in die wir alle hineinverflochten sind, beruht auf der Tatsache, daß die Dinge, die zur Arbeit nötig sind, nämlich die Erde selbst und ihre Schätze an Nahrung und Rohstoffen aller Art, daß all dies Besitzum eines Teiles der Menschheit ist. Der andere Teil der Menschen hat zunächst nichts anderes, als seiner Hände oder seines Geistes Arbeitskraft. Und weil er die Dinge, an denen sich diese Kraft auswirken könnte, nicht selbst besitzt, muß er zu denen gehen, welche sie besitzen, und muß ihnen seine Arbeitskraft zur Verfügung stellen, wofür er seinen Lohn erhält. So steht vor aller Arbeit und über aller Arbeit die Trennung in Besitz und Nichtbesitz, die Scheidung in die Herrschenden und die Dienenden. So darf nun der Eine seine Arbeit frei wählen, darf auch wählen, ob er überhaupt arbeiten will oder nicht, während der Andere arbeiten muß, und meist ohne Wahl, getrieben von den Umständen, den Zufällen, der Not, dem Hunger. So ist neben jener Ungleichheit und Verflabung aber auch **K a m p f u n d K r i e g** in die Arbeit gezogen, und so ist gerade die Arbeit, die eigentlich festestes und schönstes Bindeglied der Menschen sein sollte, das Element geworden, welches sie immer wieder gegeneinander aufbringt und aufhebt. So ist aber auch die Welt der Arbeit der Herrschaft des Menschen entglitten. Denn der Mensch, sein Bedürfen und Wünschen treibt das ganze Getriebe im Grunde genommen gar nicht mehr an, sondern eine andere Macht hat sich an seine Stelle gedrängt: eben der Besitz selbst, der Mammon, das Kapital. Das regiert heute die Arbeit, das fragt nicht mehr, was die Menschheit braucht, um zu leben und aufwärts zu kommen, sondern fragt, wo und wie am besten verdient wird. Und weil die Erde und alle ihre Möglichkeiten, weil das Erzeugen der Nahrungsmittel wie das Bauen von Wohnungen, weil die Arbeit Anderer für uns nun Mittel ge-

worden sind, um daran zu verdienen, wird die gegenseitige Verflkung und Unterdrückung der Menschen immer schwerer und härter. Und das für beide Teile, denn darunter leiden ja nicht nur die Besitzlosen, sondern alle die unter den Begünstigteren, deren Seele noch nicht durch die Gewohnheit dieser fürchterlichen Welt abgestumpft ist. Und wir mögen es nun wissen oder nicht, wir mögen es zugeben oder nicht, auch wir leiden schwer darunter — auch auf unsere Arbeit fällt ein tiefer Schatten.

Denn wir können uns von alle dem nicht isolieren, wir werden hineingezogen, angeweht von dem Geist, der in einem solchen System allein gedeihen kann: dem Egoismus, der nur nach dem Seinen schaut, darauf bedacht, ein Teilchen, und wäre es auch noch so klein, von jenem Besitz zu erhalten; der schon lange verlernt hat, daß niemals der eine Mensch den anderen nur als Mittel ansehen darf, sondern immer zugleich auch als Zweck. Wir stehen mitten drinnen in einer Welt, in welcher die Arbeit ihre Würde und ihre Seele verloren hat. Nicht nur, weil sie unter der Herrschaft des Mammons, im Interesse des Rentierens, nun zerteilt und differenziert wurde bis zu den kleinsten und eintönigsten Funktionen, die ein Mensch tagaus tagein verrichten muß, nicht nur, weil der Arbeitende nun gar nicht mehr Bestimmer über sein Arbeitsprodukt ist, sondern auch, weil die Arbeit, anstatt freier schöpferischer Kampf mit der Natur zu sein, unter dem Zeichen der Konkurrenz nun Kampfmittel zwischen Mensch und Mensch geworden ist, um des Besitzes willen. Von dieser Entwürdigung ist keineswegs nur die Handarbeit ergriffen, — mindestens ebenso verhehrend finden wir sie in der geistigen Arbeit: Brotstudium, Spezialisierung, Einseitigkeit und Strebertum bis zum Aufgeben der Freiheit der Ueberzeugung, wo die Laufbahn oder die Stellung in Gefahr ist.

Wir aber wollen ja hier von der Frauenarbeit vor allem reden; wie steht sie wohl da in dieser Arbeitswelt, ja, wie nimmt sich die Frau darin aus? Da müssen wir wohl vor allem sagen, daß der Riß, den unsere Besitzordnung gezogen hat, durch die Frauenwelt ganz besonders scharf geht, die Kontraste hier besonders kraß sind. Denn bei uns ist auf der Seite der Besitzenden das freie, müßige Genießen häufiger und ausgeprägter, auf der anderen Seite aber liegt die Last der Besitzlosigkeit doppelt und dreifach auf weiblichen Schultern. Das dumpfe, gequälte und hoffnungslose Leben der Arbeiterin, das in Schande und Nacht gehüllte der Aermsten der Armen, und das Leben der besitzenden Frau, wie es sein kann und oftmals noch ist — solche Kontraste sind wohl unter den Männern schwer zu finden. Sie müssen und sollen uns gegenwärtig sein, als Mahner, als Treiber in unserer Arbeit. Wir müssen uns auch klar sein, daß es das Charakteristische unserer heutigen Arbeitsordnung bildet, die nach dem Besitz orientiert ist, daß sie nicht nach Frauenglück und Frauenwürde, auch nicht nach Mutter- und Kindeswohl fragen kann und mag. Um das zu erkennen, müssen wir nur auf die Wohnungsnot schauen, oder daran

denken, wie immer wieder Frauen- und Kinderschutz verlangt werden muß, von Schlimmerem zu schweigen.

Wie ist es dann aber mit unserer sozialen Arbeit bestellt? Sie ist im engeren Sinne ja eigentlich das Produkt dieser ganzen Ordnung, sie soll und will helfen und ausgleichen, was diese Ordnung — diese heillose Unordnung — anrichtet. Im einzelnen betrachtet, hat die soziale Hilfsarbeit da ganz wundervolle Aufgaben und hat große und herrliche Dinge geleistet. Sie selbst haben in Ihrem Kreise von solchen Aufgaben gesprochen und kennen das Glück dieser Arbeit. Aber Sie kennen wohl auch ihre Tragik, oder werden Sie kennen lernen; die schwere Bitterkeit, die darin liegt, unaufhörlich heilen und lindern zu sollen, was unaufhörlich von neuem verwüstet wird. Wohl keine andere Arbeit, als gerade die soziale, leidet so unter unserm heutigen System, ist so ihrer Würde und ihrer Hoffnung beraubt worden!

Aber natürlich steht jede andere Frauenarbeit unter diesem Fluch unserer Gegenwart. Nur eben, als Frauenarbeit, immer besonders schwer, weil Konkurrenzarbeit am allerwenigsten zur Frau paßt. Was sie hineingeben kann in die Arbeit, hat keinen Konkurrenzwert, sie muß sich selbst, ihrer Natur und ihrem Wert untreu werden, tritt sie in den heutigen Arbeitskampf ein. Ganz besonders scheint mir heute das künstlerische Schaffen darunter leiden zu müssen. Nicht nur, weil es unter diesem System seine Würde und Freiheit verloren hat, weil es Konkurrenz- und Erwerbsarbeit werden muß in vielen Fällen, sondern vor allem auch, weil wahre Kunst nur blühen kann, wenn sie aufsteigt aus wirklicher, freier und edler Menschengemeinschaft und wiederum zurückfließen darf in eine solche Gemeinschaft, wenn ihrem Dienst wie ihrem Genießen keine anderen Schranken gesetzt sind, als die der Begnadung. Wo aber, wie heute, Besitz und materielle Güter bestimmen, wer der Kunst sich weihen darf und wem sie ihre Freuden spenden darf, muß Entartung eintreten, muß — was wir alle fühlen — auf der Ausübung wie auf dem Genuß der Kunst ein Vorwurf, ein Alpdruck liegen. Wir haben auch hier keine reine Freude.

Wir werden in aller Arbeit keine Freude haben, wir werden heimatlose Wanderer sein, bis wir eine Welt gefunden haben, in der die Arbeit von ihrem Fluche erlöst ist, in der sie freier und gegenseitiger Menschheitsdienst sein kann. Diese Welt zu suchen, besser: sie zu erbauen, scheint mir heute der nächste Sinn der Arbeit überhaupt zu sein.

Sie wissen, daß die Hoffnung auf eine solche Welt heute schon viele Menschen beseelt, Sie wissen, daß diese Hoffenden mancherlei Wege vor sich sehen, zu dieser Welt zu gelangen. Diese Wege im Einzelnen zu schildern, das würde, so gern ich es täte, bei weitem über den Rahmen des heutigen Vortrages hinausgehen. Ich muß

Sie bitten und auffordern, sich selbst damit zu beschäftigen. Allen Wegen liegt aber ein Ziel vor Augen: das Grundübel, das die Arbeit entwürdigt und entseelt hat, zu beseitigen, nämlich dafür zu sorgen, daß die Grundlagen aller Arbeit, vor allem also die Erde selbst und ihre Reichtümer, nicht mehr Privatbesitz Einzelner, sondern *Gemeingut Aller* werden müssen, daß einzig *Arbeit* zum Genuße dieser Güter berechtigen darf, freie, möglichst dem Einzelnen gemäße Arbeit.

Erst eine solche Ordnung wird die Arbeit wieder zu dem machen, was sie sein soll, zum Bindeglied der Menschen, zum gegenseitigen Dienst in der gemeinsamen Ueberwindung aller Mächte, die sich dem menschlichen Wege entgegenstellen wollen. In einer solchen Ordnung gewinnt die Arbeit wieder Sinn und Würde, auch die kleinste und bescheidenste, weil sie freier Dienst am Ganzen ist. Hier aber findet auch die Kunst erst ihre Heimat. Und in eine solche Ordnung, die nun keine Jagd um Besitz mehr kennen muß, wo Konkurrenz durch edlen Wettbewerb ersetzt ist, und wo die erste und wichtigste Frage der Mensch und sein Bedürfnis ist — da gehört nun auch die Frau hinein mit ihrer Arbeit und ihrer Eigenart. In dieser Welt der Arbeit wird sie ihren Platz und ihre Würde haben, als Mutter wie als Berufstätige, und da wird ihrem edelsten Berufe — der Hilfs- und Liebestätigkeit in jeder Form — die Bitterkeit genommen sein, ja, diese Tätigkeit wird Seele und Geist der ganzen zukünftigen Ordnung sein. Welch eine neue Welt erschließt sich uns in diesen Hoffnungen! Wie fremd, wie entgegengesetzt ist sie alle dem, was uns heute umgibt, so fremd und neu, daß Viele von uns ungläubig den Kopf schütteln. Gerade bei den jungen Menschen findet man dies Kopfschütteln so oft; aber freilich nur bei denen, welche die Qual unserer heutigen Welt noch nicht an ihrem eigenen Körper und an ihrer eigenen Seele durchgemacht haben. Alle diese anderen haben in der Hoffnung auf die neue Ordnung, auf die eigentliche Menschenheimat, ihren Halt und Ansporn zum Leben und Arbeiten gefunden.

So bin ich der Ueberzeugung, daß heute alle Arbeit irgendwie darauf gerichtet sein muß — direkt oder indirekt — diese neue Arbeitsordnung zu schaffen, ja, daß heute unsere Arbeit dadurch ihren Sinn erhält, daß wir gemeinsam wandern und suchen nach dieser Heimat. Aber dies nun freilich noch in einem höheren Sinne, als nur indem wir äußerlich Verhältnisse ändern. Es gehört ja unendlich viel mehr dazu. Es gehört vor allem dazu, daß wir etwas von dem Geist in uns tragen und verwirklichen, ohne den eine solche Welt der Gemeinschaft und der Arbeitsolidarität unmöglich ist. Wo heute Egoismus und Konkurrenz herrscht, da sollen wir Brüderlichkeit, Gemeinsinn, Liebe pflegen; Mißtrauen sollen wir durch Vertrauen und Entgegenkommen, Arbeit um des Profites willen durch Hingabefähigkeit und Opferfreudigkeit überwinden. Alles was wir tun und arbeiten, sei es an welchem Platze es auch wolle, sei es klein oder groß, geheim oder öffentlich,

alles muß nun getragen und durchleuchtet sein von diesem allerhöchsten Pflichtgefühl. Welch eine ungeheure Aufgabe ist das, und Welch ein Glaube gehört dazu! Den zu erringen, das mag uns heute oft unsagbar schwer fallen, denn die anderen, die uns immer wieder beweisen wollen, daß eine solche freie menschliche Gemeinschaft gar nicht möglich sei, daß die Menschen ja nur unter der Herrschaft der Konkurrenz oder der des winkenden Lohnes willen schaffen, die haben ja scheinbar in den Tatsachen so mächtige Fürsprecher! Scheinbar. Denn wir dürfen auch andere Tatsachen erleben. Wir dürfen erleben, wie Liebe und Vertrauen in kleinen und in großen Dingen immer wieder die stärksten Mächte sind, die unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten überwinden. Wir dürfen erleben, wieviel Gemeinsinn und Hingabe in den Menschen schlummert und nur darauf wartet, recht gebraucht zu werden. Ja, und über allem dürfen wir erleben, wie bei dieser ganzen mühevollen Wanderung in das ersehnte Land mit jedem Schritt, den wir erringen, uns auch das Ziel selbst einen Schritt entgegenkommt, denn dort steht die lebendig schaffende Kraft Gottes, die ungeahnte Kräfte weckt. Was wir erstreben, ist sein Wille, was wir bauen möchten, sein Reich, wo es gilt: Ein Vater, wir alle Brüder, seine Kinder!

Nicht wahr, wenn solche Ziele über unserem Leben leuchten, wenn solcher Sinn unserer Arbeit zugrunde liegt, wie herrlich groß, wenn auch schwer, wird nun Leben und Arbeiten für uns. Wie lösen sich da unsere eignen Fragen, wie klein werden unsere persönlichen Wünsche und Enttäuschungen in dem Lichte dieser Wahrheiten, die ja nicht neue Wahrheiten sind, sondern die ewig alten, die sich durch uns verwirklichen wollen. Daß wir uns ihnen hingeben in Glauben und Liebe, ganz, rein und mit heiligem Willen — das scheint mir der Sinn unserer Arbeit wie unseres Lebens zu sein.

D. Staudinger.

Ueber einige religiöse Grundlinien der Versöhnung unter den Menschen.

(Noch ein Briefwechsel.)¹⁾

Sehr verehrter Herr Professor,

Wenn Sie meine Erwiderung auf Ihre Abhandlung „Unsere Politik“ als Zeichen eines ehrlichen Willens, der Wahrheit gemeinsam näher zu kommen, so freundlich begrüßt haben, so habe ich erst recht Grund, Ihnen für Ihre Antwort dankbar zu sein, weil sie mich genötigt hat, den Unterschied zwischen Ihrer und meiner Betrachtungsweise nochmals grundsätzlich durchzudenken. Den Anstoß gaben mir Ihre Bemerkungen über die „Neutralisten“,

¹⁾ Vgl. den im Septemberheft enthaltenen.